

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vor allem die Wissenschaft hinführt, und der Spielort war der Treppenaufgang und die Eingangshalle unserer Universität.

Das im wesentlichen mit typischer Darstellung arbeitende Drama Gengenbachs — auf der einen Seite Frau Venus und ihr Gefolge: Cupido, Circe, Pa-laestra, Hofmeister, auf der andern: der Jüngling, der Ehemann, der Kriegsmann, der Doktor, der alte Gauch, der Bauer und die Bäuerin und zwischen beiden der Narr — eignet sich gut für begabte Laienspieler, wie sie unter den Studenten wohl immer zu finden sind, und wenn dann eine solche Aufführung so gründlich vorbereitet und so einheitlich und bis in die Einzelheiten von Tonfall, Gang und Gebärde durchgearbeitet wird, wie dies unter der gewiß ein Hauptverdienst tragenden Leitung von Dr. Kachler unsere Basler Gäste getan haben, so wird ein solches Laienspiel zur wertvollen Ergänzung unserer Kunstbühne.

Neben der Literaturwissenschaft, die das Stück erpirscht hat, hat auch die Musikwissenschaft ihren Anteil, indem Fritz Ernst aus damals gesungenen und gespielten Gesellschaftsliedern und Tänzen passende Auftritts-, Abgangs- und Reigen-Musik zusammengestellt hat, mit der nun Spielleute mit Querflöte, Oboe, Blockflöten, Bratsche, Horn, Fagott, Trommel und Schlagzeug das Spiel begleiten und umrahmen.

Und als dritte Wissenschaft reiht sich noch die Kunstwissenschaft an, die aus der großen Bildkunst jener Zeit — ist doch das Basel Gengenbachs auch das Holbeins — sich die Vorbilder für die farbenprächtigen und formschönen Kostüme und Requisiten geholt hat.

Und nun fanden unsere Gäste an der Stätte unserer Wissenschaft auch noch einen eigenartigen Spielraum. Wie Zürcher Laienspieler die Treppen des Landesmuseums, so wählten sie nun den Treppenaufgang der Universität. Ging damit auch die Vorstellung vom Aufschließen der Gouchmat durch den Narren als Türhüter etwas verloren, so bot dafür die breite Treppe prächtige Möglichkeiten für Auftritte und Abgänge, zur Schaustellung der prunkvollen Gewänder, und der geräumige Podest davor gewährte dem Spiel und Gegenspiel eine übersichtliche Entfaltung. Die Zuschauer aber, die nicht wie die Gäuche der Gengenbachschen Zeit das Podium umstanden — dies verriet uns der Text mehr als einmal — fanden in der Eingangshalle bequeme Sitze. Dies nahe Zusammensein von Hörer und Spieler, unterstützt durch das unmittelbare Angesprochenwerden durch den Dichter, den Narren, den Hofmeister der Frau Venus, vermittelte jenes intime, unserer heutigen Bühne abhanden gekommene Zusammenwirken von Zuschauer und Darsteller, wie es dem Theater der Reformationszeit eigen war.

Und diese Zuschauer, die in einer für eine solche Sondervorstellung recht ansehnlichen Zahl sich eingefunden hatten, targten denn auch nicht mit aufrichtigem Beifall für diesen eigenartigen, Hochschule und Theater zu fruchtbarer Gemeinschaft zusammenführenden Abend.

E. Müller.

Bücher Rundschau

Geschichte des neueren schweizerischen Staatsrechts.

Dr. Eduard Häs, ehem. Professor der Rechte in Basel und Zürich: Geschichte des neuern schweizerischen Staatsrechts. Dritter Band: Der Bundesstaat von 1848 bis 1914. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel. 1938.

Mit dem dritten, in zwei Halbbänden erschienenen Band der Geschichte des neuern schweizerischen Staatsrecht hat ein bedeutendes wissenschaftliches Unternehmen von großem staatsrechtlichem und politischem Wert seinen Abschluß gefunden,

das im ersten Bande die Zeit der Helvetik und der Vermittlungsakte, 1798—1813, im zweiten die Restauration und Regeneration, 1814—1848, zum Gegenstand hatte. Die Schweizerischen Monatshefte haben eine Besprechung des ersten, 1920 erschienenen Bandes in Heft 1 des 2. Jahrgangs, eine solche des zweiten, 1929 erschienenen Bandes in Heft 7 des 9. Jahrgangs gebracht. Daß das Werk mit dem Jahre 1914 abschließt, erklärt sich leicht daraus, daß der Weltkrieg und die Nachkriegszeit erhebliche Erschütterungen und Änderungen auch des schweizerischen staatlichen Lebens mit sich brachten, und daß sich die Verhältnisse noch zu sehr im Fluße befinden, als daß sie als Geschichte bezeichnet werden könnten, wiewohl die neueste Periode nicht grundlegende Veränderungen im staatlichen Gefüge der Eidgenossenschaft gebracht, sondern überall an das Vorhandene angeknüpft hat, wie denn auch der Verfasser da und dort einen Blick in die spätere Zeit und die Gegenwart wirft, ergänzend oder kritisch.

Es ist ein gewaltiges Material, das Prof. His im Schlußband seines Werkes verarbeitet hat; namentlich mühsam, aber auch umso verdienstlicher war die Übersicht über die Vorgänge und Zustände in den Kantonen. Durch eine gute Einteilung ist aber das Material gemeistert, und durch die persönliche Anteil- und Stellungnahme und die flüssige Art der Darstellung wird der oft trockene Stoff zugänglicher. Gewisse Abschnitte liest man geradezu mit Spannung, und fast aktuell berührt die Geschichte des Kampfes um die Gleichstellung der Juden, die erst auf äußern Anstoß erfolgte. Außer der Sammlung, Sichtung und Ordnung des Materials — Gesetze, Verordnungen, Botchaften, Berichte, Gutachten usw. — bringt der Verfasser eine Zusammenfassung der Anknüpfungspunkte für die 1848 eingeführte verfassungsrechtliche Ordnung: Naturrecht, Amerikanische Verfassung, Französische Revolution, Verfassungsentwürfe von 1832/33, und einen Überblick über die Staatstheorien und Parteidoktrinen, die einen Einfluß auf die Gestaltung der neuen Ordnung und die weitere Entwicklung ausübten oder sich derselben entgegenstellten. Trotzdem der Verfasser für die politischen Theorien des Liberalismus, der die treibende Kraft der Umwälzung war, nicht zu schwärmen scheint und namentlich den Radikalismus mit seinem doktrinären Statismus, Antiklerikalismus und Zentralismus ablehnt, fällt er doch über die im Jahre 1848 vollzogene Änderung der Struktur der Eidgenossenschaft das zusammenfassende Urteil: „Die Bundesverfassung von 1848 bedeutete sowohl einen bedeutsamen Abschluß einer Epoche politischer Gegensätze und Wirren, als auch den verheißungsvollen Beginn einer Periode neuartigen staatlichen, politischen und wirtschaftlichen Lebens“. Daß sechs Kantone dem Revisionsentwurf nicht zugestimmt hatten, hätte, nach dem Verfasser, gemäß geltendem staatenbündischem Recht, die Verwerfung der Bundesrevision bedeuten müssen; der am 12. September 1848 von der Tagfagung gefaßte Annahmebeschluß, durch welchen die auf ihre rechtmäßige Souveränität sich berufenden opponierenden Kantone vergewaltigt worden, sei nicht nach geltendem Recht, sondern aus sich selbst zugesprochener Eigenmacht, immerhin angesichts sozialer Notwendigkeit gefaßt worden. Mit der Zeit haben sich denn auch die damals opponierenden Kantone mit der neuen Staatsform abgefunden, und es ist in den organisatorischen Grundlagen die damals getroffene Ordnung in Kraft geblieben, wozu die kluge Berücksichtigung des Föderalismus durch die Einrichtung des Ständerates hauptsächlich beigetragen hat. Der Verfasser spricht sich denn auch dahin aus, daß die neue Machtverteilung die längst als notwendig empfundene Stärkung der Bundesgewalt unter gleichzeitiger Schonung der Kantone gebracht habe. „Nun wurde, was unter der Tagfagung so lange gefehlt hatte, ein einheitlicher, zielbewußter Staatswille kraft eigener Macht des Bundesstaates ermöglicht. Dieser Wille zeigte sich bald in allen wichtigen Teilen des Staatswesens. Die Schweiz gelangte zu einer selbständigen kräftigen Außenpolitik, zu einer einheitlichen Führung des Militärwesens, der Zollpolitik, des Postverkehrs und der Währungs politik“. Und weiterhin: „Nach den seit 1830 in der Eidgenossenschaft beständig vorherrschenden, zuletzt zu blutigen Kämpfen ausgearteten Wirren begründete die Bundesverfassung den Anbruch einer Periode des Friedens im Innern und des wirtschaftlichen Aufschwungs“. Mit der Zeit sind freilich die Bundeskompetenzen immer weiter ausgedehnt worden, zumal seit aus dem Rechtsstaat immer mehr der Wohlfahrtsstaat sich entwickelte; dabei sind die Bestrebungen des Statismus und Sozialismus zu immer größerem Einfluß gelangt, dies auch deshalb, weil seit Ende

des 19. Jahrhunderts die Wirtschaft das öffentliche Recht bestimmte und die Eidgenossenschaft doch in der Hauptsache ein einheitliches Wirtschaftsgebiet bildet; da war denn mit dem grundsätzlichen Individualismus nicht mehr auszukommen. Das öffentliche Recht der Kantone sieht zwar recht bunt aus, es zeigt aber doch in den Grundlagen eine große Übereinstimmung; so insbesondere in der Anerkennung der Souveränität des Volkes, d. h. der stimmfähigen Bürger männlichen Geschlechts, und in der immer weitergehenden Ausdehnung der Volksrechte, wobei man erfährt, daß das obligatorische Referendum zuerst im Kanton Wallis eingeführt wurde; ferner in der Anerkennung der Gewaltentrennung und der Unabhängigkeit der Gerichte, sowie in der Abneigung gegen diktatorische Regierungsmethoden, die freilich Ausnahmen zuließ, u. a. m. Der weitgehenden Demokratisierung des öffentlichen Lebens steht der Verfasser eher kühl gegenüber; er meint z. B., daß die Erhaltung der Schwurgerichte in verschiedenen Kantonen zu einem großen Teil auf der Überhöhung demokratischer Doktrinen und Schlagworte beruhe.

Eine eingehende Betrachtung finden die in der Bundesverfassung garantierten individuellen Freiheitsrechte. Bei der Betrachtung der Glaubens- und Kultusfreiheit wird die Praxis der Bundesbehörden in Anbetracht der politischen Spannungen als günstig bezeichnet, indem sie dazu führte, daß Toleranz, Maß und Sitte mehr beachtet wurden. „Die absolute Religionsfreiheit“, meint der Verfasser, „hätte allerdings auch die Folge, daß der Freireligiosität und dem religiösen Indifferentismus Tür und Tor geöffnet wurden, was sich besonders bei städtischen Bevölkerungen zeigte. Der konfessionell neutrale, liberal-radikale Staat übernahm wohl, daß er an der positiven Religiosität des Volkes ein weitgehendes Interesse habe, und zeigte auch wenig Verständnis für die Erkenntnis, daß er zum mindesten die hergebrachten kirchlichen Organisationen schützen und nicht kurzweg ihrem Schicksal überlassen konnte. Als Folge traten bei der römisch-katholischen Kirche notgedrungen ein strafferes Anziehen der Zügel seitens der Kirchenbehörden, bei den Christkatholiken eine dauernde Schwäche und bei den Reformierten eine weitgehende Zersplitterung ein“. Als Folge einer weitgehenden Auffassung der Rechtsgleichheit wird eine Nivellierung der Bevölkerung festgestellt. Die Niederlassungs- sowie die Handels- und Gewerbefreiheit stehen gegenwärtig zur Diskussion; es ist aber nicht gleichgültig zu sehen, wie man zu ersterer gelangte und was man unter letzterer verstand. Jetzt freilich machen sich andere Forderungen geltend, und es sind neue Kräfte, die sie tragen, insbesondere die wirtschaftlichen Verbände. Die Pressefreiheit, die schon vor 1848 in der Eidgenossenschaft herrschte, wird für das politische Leben als unentbehrlich bezeichnet; Beschränkungen seien nur nötig in Zeiten internationaler Spannung, wie im Weltkrieg.

Die Abschaffung der Reallasten und die Beseitigung der Binnenzölle, die der Verfasser bei der Betrachtung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Organisation des Finanzwesens behandelt, sind abgeschlossene Vorgänge; man ist fast etwas erstaunt darüber, mit welchen Schwierigkeiten und Kämpfen sie verbunden waren. Das Gleiche gilt für die Einführung eines einheitlichen Münzsystems, wobei französischer Franken und österreichischer Gulden im Streite lagen. Die eidgenössische Zollhoheit schuf die Grundlage für das schweizerische Finanzsystem; andere Quellen, Militärpflichtersatz, Alkoholmonopol und Banknotenmonopol, traten später hinzu. Andererseits mehrten sich mit den Aufgaben des Bundes auch die Ansprüche an ihn in ungeahntem Maße, insbesondere seitens der Landwirtschaft. Die direkten Steuern blieben den Kantonen vorbehalten, deren Steuersysteme bei der Betrachtung des kantonalen Finanzwesens skizziert werden. Eine eingehende Schilderung findet die Entwicklung des Militärwesens, auf welchem Gebiete der Einheitsgedanke fast restlos verwirklicht wurde. Als besonders wertvoll erscheint sodann die Betrachtung über das Verhältnis von Staat und Kirche mit der Episode des Kulturkampfes und seinen Folgen; ferner auch die Darstellung des öffentlichen Unterrichtswesens, wobei die zunehmende Laizisierung und Demokratisierung hervorgehoben werden. Auch die Bestrebungen zur Gründung einer eidgenössischen Hochschule finden hier ihren Platz. Aber die Sozialgesetzgebung, wozu auch das Gesundheitswesen und die Armenpflege gerechnet werden, fällt der Verfasser das Urteil, „daß Bund und Kantone, bei allerlei Fehlern, doch zu einigen humanitär und sozial erfreulichen Gesetzeswerken und öffentlichen Anstalten gelangten und somit zu den sozial fortschrittlichen Staaten zählen durften. Es

zeigt aber auch, drastischer als die meisten andern Gebiete und ähnlich bei der Finanzpolitik gegenüber dem Bauernstande, die schwachen Seiten des neuern schweizerischen Gesetzgebungsverfahrens, das zunehmende Drängen begehrlcher großer Wirtschaftsgruppen und Stände, die schwächliche Nachgiebigkeit von Parlament und Regierung gegenüber solchen Begehren, das endlose Hinausziehen der Gesetzesberatungen auf das Gebiet von Verhandlungen und Kompromissen, die das Staatsinteresse vernachlässigende finanzpolitisch schwache Fundierung dieser sozialen Maßnahmen und einen kaum zu rechtfertigenden Optimismus mitten in Zeiten sorgloser Prosperität". Das letzte Kapitel gilt dem Verkehrswesen, Post, Straßen, Eisenbahnen, Schifffahrt, mit der Darstellung der Verstaatlichung der Hauptbahnen.

In der Schlußbetrachtung wird zunächst die an spannenden Situationen und dramatischen Momenten arme Stetigkeit und Folgerichtigkeit der Entwicklung des öffentlichen Rechts hervorgehoben, die begünstigt wurde durch eine Periode der Prosperität und durch eine konservative, eine organisatorische Evolution begünstigende Einstellung der Bevölkerung. Dann werden die die Entwicklung bestimmenden Strömungen und Tendenzen und die Art, wie sie sich durchsetzten, nochmals aufgezeigt. Der Zentralismus kam abgesehen vom Militärwesen namentlich in der Vereinfachung des Zivil- und Strafrechts und in der Verstaatlichung der Hauptbahnen zur Geltung. Auf andern Gebieten kam es zu mehr kompromißmäßigen Lösungen. Im Kampfe zwischen Individualismus und Etaisismus machte dieser im Bund und in den Kantonen beständig Fortschritte, ohne daß es immerhin zu einer sozialistischen Ordnung kam. Die zunehmende Egalisierung lasse, meint der Verfasser, die individuellen geistigen Kräfte nicht genügend zur Geltung kommen, und die „doktrinäre Überspizung der Demokratie“ äußere sich in der Ablehnung von autoritären Formen der Regierung. Der Verfasser bezeichnet die Durchdringung des Rechtslebens mit der Parteipolitik als außerordentlich weit fortgeschritten; eine gewisse Korrektur in der Richtung des Rechtsstaates habe die Ver selbständigung der Gerichte und der Schutz der garantierten Rechte durch das Bundesgericht gebracht. Als ausgeprägter Charakterzug für das endende 19. und das beginnende 20. Jahrhundert wird eine beständige Erstarkung des Materialismus bezeichnet, der der ideale Liberalismus nicht habe standhalten können, was zur Bewirtschaftlichung der politischen Motive und Parteien und zu einer nebensächlichen Behandlung der ideal-politischen und geistigen Fragen führte, was dann als nüchternere Realpolitik bezeichnet wird. Der Verfasser vergleicht die bodenständige Tradition mit der Rezeption fremden Rechtsgutes und anerkennt, daß die Gesetzgebung im Bund und in den Kantonen die traditionelle Eigenart des Volkes oder der einzelnen Volksteile und die lokalen Besonderheiten später in vermehrtem Maße zu berücksichtigen suchte, wobei auf das historisch fundierte schweizerische Zivilgesetzbuch verwiesen wird. Mit einem etwas trüben Ausblick schließt das große Werk ab.

Sehr wohlthuend berührt es, wie man überall in der Darstellung den Basler herausfühlt, den Basler mit seiner Achtung vor der Tradition und mit seinem Verständnis für die realen Notwendigkeiten, woraus sich die im besten Sinne vermittelnde Stellungnahme ergibt, wie sie der geschichtlichen Rolle Basels im Bunde entspricht. Und wir freuen uns über den berechtigten Stolz, mit dem Prof. His den Einfluß hervorhebt, den Basler Ratsherren und Kaufherren an der Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse in der Eidgenossenschaft in der betrachteten Periode der Schweizer Geschichte ausgeübt haben. B. Merz.

Der Restaurator Haller.

Kurt Guggisberg: Carl Ludwig von Haller. Verlag Huber & Co., Frauenfeld. 1938.

Eine verweilende Betrachtung des kühlen, markanten Kopfes, wie ein zeitgenössischer Stich C. L. v. Haller zeigt, teilt sich zwischen den klaren, intensiv bohrenden Blick und die feinen, schmalgepreßten Linien des Mundes, beide gleich ausdrucksvoll, und doch verringert, verengert sich der weite Eindruck des Auges durch den rechthaberischen Lippenstrich. So mag es einem mit dem Werk ergehen: Ein gläubiges Selbst- und Weltbewußtsein tritt uns imposant nahe und wird

sogleich systematisiert, geformelt durch die Leidenschaftlichkeit politischen Intellektes, den Waffengang gegen die Irrlehren der revolutionären Welt. Es konnte Haller nicht erspart bleiben, sich für den ausgeläuten Wind stürmisch verhaßt zu machen.

Die vorliegende Würdigung Hallers, aus der Feder seines Landsmannes Kurt Guggisberg, ist die erste Biographie ohne Parteihaf und apologetische Liebe, ein gerecht abgewogenes Lebensbild, feinnervig den Schicksals- und Wertzusammenhängen nachspürend. Eindrücklich ersteht vor uns, im Rahmen der Zeit- und Geistesgeschichte, der „Mann voll männlicher Kraft, der Wahrheit ernster Bewahrer“, wie Lavater den Freund verherrlichte, aus der mit sorgfamer Gewissenhaftigkeit gehandhabten Quellenfülle. Und damit bricht der Bann, als ob Haller mit der Bezeichnung eines Reaktionärs, eines unbelehrbar sich Sträubenden und einwärtslosen Verteidigers überlebter Zustände beizukommen wäre. Aus der gebotenen Objektivität des Geschichtschreibers erkennt der Biograph, daß zu solchem Urteil Hallers „stachliges Wesen“ zu reich, zu umfassend ist. Er verschloß seinen Blick nicht krampfhaft vor der Wirklichkeit — ist er doch der erste Berner Aristokrat gewesen, der vor der Revolution eine freiheitliche Änderung in der Verfassung seines Staatswesens vorschlug —, sondern in der Bitterkeit des Exils kam die Erleuchtung über ihn, die seinen Glauben fortan leitete: eine zweite, geistige Heimat erstand nach dem Verluste der ersten, der er in seinem Werk zum nie erlahmenden Verteidiger wurde. Sein Werk ist ein mit wissenschaftlichen Methoden geführter Glaubenskampf.

Es ist diesem Sproß einer Patrizierfamilie, dem Träger eines in der Gelehrtenwelt berühmten Namens wenig vom schicksalhaften Auf und Ab, vom Fragwürdigen und Kränkenden erspart geblieben, nachdem seine Laufbahn mit Glanz begonnen hatte. Der vielversprechende Jurist war minderjährig schon Sekretär der Tagjagungsgefandten, die Invasion der Franzosen zer schlägt alle Ausichten. Er wird politischer Journalist, Leiter einer scharfzüngigen Zeitung und als „giftiges Geschöpf, Aufwiegler und unverschämter Volksverführer“ zum Land hinausgejagt, Emigrant.

Er taucht in Rastatt auf, „ein hochmütiger, unansehnlicher, altfluger Knabe“, wie ihn der Ritter v. Lange schildert, sogleich publizistisch tätig. Dann bezeichnen eine lange Reihe von Städtenamen, die österreichische Feldkanzlei in Donau-eschingen, Augsburg, Karlsbad, Erlangen, vor der endgültigen österreichischen Niederlage wie ein Hoffnungsstrahl zwischenhinein Zürich, das ziellose Jren des Vertriebenen, Flugblatt über Flugblatt fliegt, gegen den in der heimatlichen Ferne rollenden Sturm der Revolution, leidenschaftliche Aufrufe für die österreichische Waffenerhebung. Ein Zeichen konzentriertesten Fleißes, daß trotz betriebfamer Tageschriftstellerei ein umfängliches Werk über den österreichischen Feldzug in der Schweiz von 1801 entsteht. Erzherzog Johann kann den gewandten Federkrieger in seiner Wienerkanzlei ausgezeichnet brauchen. Der „Hofkriegs-Konzipist“ füllt Bände mit klugen Mémoires, Vorschlägen und Gutachten über innen- und außenpolitische Staatsangelegenheiten von hoher Bedeutung. Hier entsteht die Idee seines Lebenswerkes. Wechsel des Geschickes: Professor in Bern, meist vor leeren Bänken, heimliche, dann öffentliche Konversion. Und wieder schmerzlichster Wechsel: Ohne Prozedur Ausschluß aus allen Ämtern, von neuem fremdes Brot, diesmal am Hof der Bourbonen, wo er die ganze Familie in Paris zum Übertritt zur katholischen Kirche zwingt. Mit welcher unpädagogischem Eigensinn! Müssen doch die Söhne mit ihm 116 Mal die väterliche „Restauration“ durchackern. Nachdem er nur kurze Zeit Publizist des Ministeriums gewesen ist und sich mit Feder und Sinn auf die französische — hochklerikale Seite geschlagen hat, muß er, durch die 30er Revolution auch dieses Wirkungsfeldes beraubt, seinen Wohnsitz nach Solothurn verlegen. Ein langer Lebensabend, durchpulst vom Willen nach Geltung in weitläufiger Korrespondenz, in vielen Reisen. Jetzt schreibt der über 80-jährige noch mit Jugendfeuer eine sonderbare Schrift über die Verarmung und Verdienstlosigkeit, die zwar wie die Faust aufs Auge in die Fortschrittstendenzen paßt, aber, von seinem Standpunkt aus, eine konsequente Kampfschrift ist gegen die arbeitsraubende, die stille Liebe zum Vaterland schädigende Eisenbahnmaschine. Aber dies und sein Wüten gegen die Freimaurerei, die ihm überall als Popanz erscheint, geht die Zeit spottend hinweg. Weit in eine fremde Epoche ragend, stirbt er 1854.

Diese Stichworte eines langen Lebens verraten, daß die sich überholenden Wellen des Geschehens, die in Haller eine starke, leidenschaftliche Begabung packten, ihm den fixen, unerschütterlichen Glauben eingaben, es müsse gelingen, den Lauf der Dinge nach seinem Willen zu zwingen. „Die Restauration der Staatswissenschaften“, eben die Wiederherstellung des Patriarchates auf christlicher Grundlage, sollte als Kernfrage, der Gotthelf nahe stand, auch in einer demokratischen Umwelt erkannt und aus dem Wüste des Antiquierten herausgeschält werden. Unmittelbarer seßelt noch heute das persönliche Erlebnis der Inspiration, in dem seine neue Staatstheorie und „eine lebendige Religiosität“ entstand. Aber da geht es nicht wohl an, Haller als „Epigonen“ abzuschätzen und gerne hätte man nach dem „ritterlichen Zug“, „der beharrungstropigen, zähen und schweren Art des Berners“ auch die Betonung der Echtheit dieser religiös-politischen Persönlichkeit bei Guggisberg gehört. Denn es ist etwas Seltenes, und seltener hier als vielleicht anderswo, sein Leben selbstlos für eine Sache zu wagen und zu verbrauchen.

Die beigelegte Literaturübersicht ist ein kleines Musterstück geistesgeschichtlicher Historiographie um Restaurator und Restauration.

H. A. W h ß.

Conrad Ferdinand Meyer und Deutschland.

Magdalena Kämpf: Staat und Politik im Leben und Werk Conrad Ferdinand Meyers. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt a. Main. 1938.

Die vorliegende Arbeit erscheint als 3. Band der von Arnold Bergsträßer herausgegebenen „Studien zur Geschichte des Staats- und Nationalgedankens“. Die Verfasserin, eine gewandte und treffliche Kennerin der Werke Conrad Ferdinand Meyers, stellt sich darin die Aufgabe, Meyer als „politischen Dichter verstehen zu lernen, in dem Reichsidee und volksdeutsche Gestaltung zur Wirkung gelangt sind“ (S. 138). Ihrer Untersuchung, die sich in drei Abschnitte gliedert, legt sie die Dichtungen „Huttens letzte Tage“, „Jürg Jenatsch“ und „Die Versuchung des Pescara“ zu Grunde. Im 1. Teil zeichnet sie C. F. Meyers Wesensart und dichterische Aufgabe; den 2. Teil widmet sie der Herausarbeitung eines Bildes des politischen Lebens in seinen Werken, und im 3. Teil untersucht sie des Dichters Haltung zum politischen Geschehen der Epoche. Die tiefgründige Arbeit stützt sich auf ein reiches Quellenmaterial, worunter namentlich auf die Briefe.

Daß der große Schweizerdichter zu einer solchen Untersuchung beigezogen worden ist, ist in Anbetracht der 40. Wiederkehr seines Todestages weiter nicht erstaunlich. Das gewaltige Ringen Deutschlands auf außen- und innenpolitischem Gebiet mit seinen großen geistigen Umwälzungen drängen geradezu dazu, große Männer, die sich innerlich dem deutschen Kulturkreis verbunden fühlten, zu Worte kommen zu lassen, um mit ihren Gedanken dem zweifelnden Menschen der Gegenwart die Wichtigkeit des staatlichen Strebens zu belegen. Aber wie hier die Verfasserin unseren Dichter in den von ihr vertretenen Geisteskreis einbezieht, will den außenstehenden Schweizer doch etwas befremden. Meyer kann kaum für eine Ideologie unserer Tage, sei sie nationalsozialistisch oder gar volksfröntlerisch, in Anspruch genommen werden. Die Ausdrucksmittel seines künstlerisch-ästhetischen Empfindens und Schaffens wurzeln ganz anderswo, wie das im übrigen die Verfasserin auch an verschiedenen Stellen ihrer Arbeit zugibt. Sie liegen in dem unschätzbaren Kulturgut, das den gesamten deutschen Sprachkreis umfaßt und nicht in dem allzu aufdringlich „deutschpolitischen Menschen“ oder in irgend einem politischen System. Meyer machte aus seiner Liebe zum deutschen Reichsgedanken kein Hehl, „aber das bestehende und das gedachte deutsche Gemeinwesen waren ihm“, wie Magdalena Kämpf selbst ausführt, „getrennte Gebiete, die sich nicht vereinigen ließen“ (S. 117). Er wollte unterschieden wissen zwischen Staats- und Kulturnation. Und in diesem Sinne konnte er auch an Blümer schreiben: „... ganz abgesehen von meinem persönlichen Verhältnisse zurr deutschen Literatur, habe ich die allgemeine Überzeugung, daß Zusammenhang und Anschluß an das große deutsche Leben für uns Schweizer etwas Selbstverständliches und Notwendiges ist. Ja, ich habe die Stärkung dieses Bedürfnisses stets als den Gradmesser gründlicher Bildung betrachtet“ (S. 126). In körperlicher, staatlicher Hinsicht jedoch blieb

er der Heimat verbunden, trotzdem ihn die „Mittelmäßigkeit, Halbheit und Lauheit“ abtrieben. „Man muß“, ruft er aus, „seine Heimat lieben, denn wer sein Vaterland, das er sieht, nicht liebt, wie kann er das unsichtbare Reich des Guten und die himmlische Heimat lieben?“ (S. 108). Dies bei Meyer besonders hervorzuheben, schien notwendig.

Trotz dieser Einwände, die vom schweizerischen Standpunkt aus anzubringen sind, erhält jedoch das Schrifttum der Conrad Ferdinand Meyer-Forschung durch die Arbeit von Magdalena Kämpf eine beachtenswerte Ergänzung.

Ernst Steineman.

Berner Burgen und Schlösser.

Die Burgen und Schlösser des Kantons Bern. Berner Oberland. I. Teil. Von Dr. Rudolf von Fischer. Basel. Verlag von Emil Birkhäuser & Cie. 1938.

Das Gebiet, mit dessen Burgställen, Burgen und Schlössern uns das vorliegende Heft befaßt, ist nicht groß. Es umfaßt die beiden Täler der Simme und der Aare, die Ufer des Thuner- und Brienersees mit dem „Bödeli“, dem Eingang ins Lütchental und reicht die Aare aufwärts bis nach Meiringen. Da sie in alphabetischer Reihe aufgeführt werden und mit Ringoltingen abschließen, ist der Stoff noch nicht erschöpft und soll in einem weiteren Heft zu Ende geführt werden. Der Verfasser kennt sie aus eigener Anschauung und fühlt sich in den Gegenden, die er uns vorführt, und ihrer Geschichte zu Hause.

Trotz des geringen Umfangs des Gebietes tritt uns das Burgenwesen früherer Zeiten in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen entgegen. Wir begegnen Burgställen, d. h. den Standorten abgegangener Burgen, auf deren einstmaliges Vorhandensein nur noch Flurnamen hinweisen, wie bei Gsteig im Simmental, oder Überlieferungen im Volksmunde als Sagen, wie bei Halten, Ringoltingen, Burgbüel bei Grindelwald u. a. Es gibt aber auch solche, bei denen die Gien Bauspuren und Namen ihrer früheren Besitzer in Urkunden nachweisen wollen, die Andern beides bestreiten. Auch kommt es vor, daß der Burgname im Familiennamen weiterlebt, der Standort der Burg sich aber nicht mehr finden läßt, wie bei Brienz. Das dürfte namentlich für die Holz- oder Schyterburgen zutreffen. Andererseits gibt es Burgställe mit Mauerresten, deren Besitzer man nicht mehr nachweisen kann, wie Aris, Kroneggburg, Grafenstein, Hasenburg, Grimmenstein, Eichstalden u. a.

Besser bestellt ist es um die Wohnsitze von urkundlich nachweisbaren Geschlechtern und erhaltenen Fundament Spuren, auch wenn diese keine Anhaltspunkte mehr für Anlage und Aussehen der einstmaligen Gebäude bieten, wie Gaffertschingen, Erlimbach, Mülenen, zu dem es sogar eine Vorburg als Städtchen gab. Für das Studium des Burgenbaues haben sie alle, Wahl und Beschaffenheit ihrer Standorte ausgenommen, keine Bedeutung. Eine solche kommt dagegen den oft noch in mehreren Stockwerken erhaltenen Wehr- und Wohntürmen zu, besonders wenn sich ihnen die Fundamente anderer Gebäude und der Umfassungsmauern zugesellen. Zwar lassen auch diese sich nicht mehr mit Sicherheit auf ihren früheren Zustand rekonstruieren, doch geben sie willkommene Aufschlüsse über die Art der Gesamtanlage. Solche blieben erhalten in der Blankenburg, Felsenburg, Jagdburg, besonders in Ringgenberg, wovon man noch Zeichnungen besitzt, bevor das umfangreiche Gemäuer dem Bau der aus ihnen aufgeführten Kirche und ihrer Umgebung dienen mußte. Von manchen erhaltenen Ruinen kennt man weder die Entstehungs- noch die Abgangszeit der früheren Burgen, bei einigen sogar nicht einmal ihren ursprünglichen Namen. Die wenigen, in bewohnbarem Zustande auf uns überkommenen aber wurden im Laufe der Zeit so oft und umfassend umgebaut, daß es aus ihrem heutigen Zustande unmöglich wird, auf ihre ursprüngliche Anlage zu schließen, wie bei Oberhofen, der schönsten Burg des Oberlandes. Selten sind Burgenbauten aus dem späteren Mittelalter, da seit dem 14. Jahrhundert wenige neue mehr errichtet wurden. Während der Name Burg den mehrfachen Charakter dieser Wohnsitze andeutet, wurde die Bezeichnung als Schloß auch auf solche Gebäude übertragen, die als Amtssitze oder festgebaute Landsitze städtischer Patrizier im 17. und 18. Jahrhundert, zuweilen an Stelle früherer Burgen, neu erbaut wurden, wie Kalligen und Blankenburg, oder sogar an Stelle eines Klosters,

wie Interlaken. Als im Jahre 1806 der feingebildete Staatsmann und Schultheiß von Bern, Niklaus Friedrich von Mülinen, das alte Bäckigut bei Thun erwarb, ließ er es in ein romantisches, durch einen gotisierenden Turm fast kirchenartig aussehendes Landschloßchen umbauen, das er zum Sitze seiner Studien und zu einem kleinen Museum mit Bildnissen hervorragender Eidgenossen einrichtete und Chartreuse taufte. Leider war ihm ein kurzes Dasein beschieden, denn noch vor seinem Ableben mußte er es, der Umstände halber, an einen vornehmen Banquier verkaufen, der den Charakter dieses originellen Heimes pietätvoll wahrte. Als es darauf aber zu Beginn unseres Jahrhunderts an einen neuen Besitzer überging, entstand an seiner Stelle ein anspruchsvolles Prachtgebäude, das, wie richtig bemerkt wird, geeignet ist, den Sieg des Geldes über den Geist zu veranschaulichen.

Der Verfasser schickt seiner Beschreibung der einzelnen Burgställe und Burgen eine kurze, historisch orientierende Abhandlung über diese Gegend voraus. Wir werden darauf zurückkommen, wenn auch der zweite Teil seiner Arbeit erschienen ist, da dieser uns mit geschichtlich bedeutungsvollen Schlössern bekannt machen wird. Die Ausstattung des Heftes ist von gewohnter Vorzüglichkeit und bringt den Burgenfreunden manches willkommene, bisher unbekanntes Bild.

H. Lehmann.

Rußlandschweizer.

Rußlandschweizer und das Ende ihrer Wirksamkeit. Von Jakob Etterlin. Verlag Rascher, Zürich, 1938.

Das Schmucke, in jeder Hinsicht sorgfältig ausgestattete Buch des ehemaligen schweizerischen Vize-Konsuls in Odessa stellt eine wertvolle Bereicherung der Literatur über die Auslandschweizerkolonien dar. Mit einer gewissen Wehmut wird es der Rußlandschweizer lesen, mit Nutzen der Schweizer, der das Glück hatte, immer in der Heimat sein zu können. Mit Liebe und großer Sachkenntnis hat es der Verfasser verstanden, uns ein Bild aus dem Leben der blühenden Schweizerkolonien in Rußland zu entwerfen. Südrußland, der Kaukasus, die Krim, das Wolgagebiet und Bessarabien ziehen an unserem Auge vorbei. Schweizerfleiß und Energie erstehen vor uns und sodann der Zusammenbruch. Im Sturme der Revolution geht eine Arbeit von Generationen zu Grunde. In hartem Ringen geschaffene Kulturzentren werden sinnlos vernichtet. Ein Epos treuer, ehrlicher Arbeit, die unserem Lande in Rußland den guten Namen eingetragen hat, den es dort hatte und zum Teil heute noch hat. Einzelne Denkmäler stehen noch und manches Herz sehnt sich auch jetzt noch nach den weiten fruchtbaren Ebenen, wo unsere Väter den Boden bearbeiteten und Musterbauerngüter schufen.

Der Name manch eines Schweizers wird den Nachkommen in diesem Buche erhalten. Es sind Namen von Pionieren, und welches Volk könnte auf die Dauer ohne Pioniere auskommen? Man muß es dem Verfasser und seinen Mitarbeitern hoch anrechnen, daß sie unverbittert, objektiv schildern, was zu schildern notwendig war. Auf jeden Fall, darf man ruhig sagen, daß das Buch ohne eine leicht verständliche Bitterkeit und ohne Haß geschrieben ist. So hätte man z. B. das von Fehlern strotzende Werk von Dr. Bögeli ruhig schärfer beurteilen dürfen.

Das Buch ist so reich an wertvollstem Material, daß es keinen Sinn hat, einzelne Teile besonders herauszureißen. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß kein Leser das Buch unbefriedigt beiseite legen wird, es sei denn, er wolle die Wahrheit nicht wissen. Wenn man den Erfolg ausländischer Bücher über Rußland in der Schweiz beobachtet, sollte man meinen, das Buch Etterlins sollte von jedem Schweizer und jeder Schweizerin gelesen werden. Es ist ein Buch, das ein Bild Rußlands gibt und darüber hinaus noch zeigt, was der Auslandschweizer in Rußland leistete. Wenn dann noch andeutungsweise gezeigt wird, wie sich dessen Schicksal in der Heimat gestaltet, gereicht es vielleicht manchem, dem es heute nicht gut geht, ungewollt zum Troste. Möchte dieses wertvolle Buch seinen Weg in die Schweizersfamilie hinein finden; es verdient es, und sein Verfasser ist des Dankes aller Rußlandschweizer sicher. Daß der Verlag dem Werke seine Liebe angeeignet lieh, sei ihm hoch angerechnet.

Ernst Jucker.

Fragen der Sozialversicherung.

Dr. iur. Hans Hünerwadel: Die Krankenversicherung nach dem Bundesgesetz über die Kranken- und Unfallversicherung, vom 13. Juni 1911, ihre Entstehung und ihre Auswirkung. Verlag Hans Huber, Bern. 1938.

Gegen die Krankenversicherung werden nicht geringe Einwendungen erhoben: sie begünstige die Gleichgültigkeit, sie untergrabe den Sparsinn, sie erziehe die Leute zur Begehrlichkeit. Es dürfte schon etwas daran sein. Erliegen nicht viele Mitbürger dem Gedanken an die Kassenleistungen im Krankheitsfalle und fühlen sich dadurch jeglicher selbständigen Sorge enthoben? Aber auf der anderen Seite ist es dann doch wieder nicht zu verkennen, wie viel Not auf dem Wege der Krankenversicherung gelindert wird, die sonst unabwendbar wäre. Nach meiner Ansicht haften dem heutigen Versicherungssystem immerhin verschiedene unbestreitbare Mängel an: 1. der weit herum bestehende obligatorische Charakter, 2. die Abhängigkeit von öffentlichem, staatlichen Beiträgen, und 3. ihre Einrichtung auf Staatshilfe anstatt auf Selbsthilfe.

Es wäre nun interessant gewesen, von Dr. Hünerwadel, der sich bereits durch zahlreiche Veröffentlichungen auf diesem Gebiete einen Namen gemacht hat, etwas mehr über die „Auswirkungen“ der Krankenversicherung zu vernehmen, beispielsweise über die Zustände, welche im Jahre 1936 Sanierungsmaßnahmen (Seite 91!) bedingten, sowie über die Wirkung der Versicherung auf die Lebenshaltung. Was wir jetzt vor uns haben, ist zur Hauptsache ein Werk, welches die rechtlichen Verhältnisse darstellt. An Hand der Gesetze und sonstigen Erlasse unterrichtet uns Hünerwadel mit voller Klarheit über alle Einzelfragen, so daß sein Buch — als Herausgeber zeichnet das „Konkordat der Schweizerischen Krankenkassen“ — mit Fug als *H a n d b u c h* gelten kann. 22 beigegebene Tabellen orientieren auch statistisch über das Krankenkassenwesen, wobei man z. B. mit Staunen vernimmt, daß die Zahl der Kassenmitglieder von 361 621 im Jahre 1914 auf 1 937 179 im Jahre 1935 gestiegen ist. Durchschnittlich sind 48 % der Gesamtbevölkerung versichert, örtlich jedoch mit starken Unterschieden (Zürich 73 %, Bern 27 %). An Institutionen für die Krankenversicherung sind 1160 Kassen zu verzeichnen, die allein im Jahre 1935 Fr. 85 766 525 aufgewendet haben. Diese Zahlen geben ungefähr ein Bild von der überaus groß gewordenen Bedeutung des Kassenwesens, das gewiß nach der guten wie nach der schlechten Seite hin seine Eindrücke im Volke hinterläßt.

Walter Hildebrandt.

Der Schweizerische Samariterbund.

„50 Jahre Schweizer Samariterbund 1888—1938. Jubiläumsbericht. Buchdruckerei Dersch & Cie. Olten. 1938.

In Arau, woselbst letzten Sommer die 50. Jahres- und Jubiläumsversammlung stattfand, wurde, auf Anstoß des Sanitätsfeldweibels E. Mückli und des Arztes Robert Vogt in Bern, der als einziger seine Mitgründer bis heute überlebte, der Samariterbund am 1. Juli 1888 ins Leben gerufen. Seine Geschichte, naturgemäß eng verknüpft mit der des Roten Kreuzes, dessen stärkste Hilfsorganisation er heute mit über 30 000 Aktivmitgliedern in 705 Vereinen bildet, wird uns in einem stattlichen Buche durch seinen Verbandssekretär Hunziker erzählt.

Verteilt auf 27 Kapitel, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, ist der reichhaltige Stoff gut verarbeitet und das Ganze liest sich, mit Bildern, graphischen Darstellungen der Entwicklung und Tätigkeit des Verbandes und vielen interessanten Einzelheiten ausgestattet, recht kurzweilig. In den 50 Jahren seines Bestehens haben die Sektionen des Schweizer Samariterbundes insgesamt 5233 Samariterkurse durchgeführt mit 163 892 Teilnehmern, eine recht ansehnliche Zahl, dazu 2126 Krankenpflegekurse mit 69 699 Teilnehmern, meist weiblichen; 11 478 Mütter und junge Töchter haben in 378 Kursen Anleitung in der Säuglingspflege erhalten. Hilfslehrkräfte hat der Verband aus- und weitergebildet in 108 Kursen und vielen „Wiederholungen“ für insgesamt 2700 Personen. Feld- und andere Übungen sind nicht eingerechnet. Den unmittelbaren Anschluß ans Rote Kreuz hat merkwürdigerweise der Stifter des Samariterbundes schon im voraus bekämpft, was freilich sein ärztlicher Mitarbeiter Vogt in seinem Erinnerungs- und

Gelittwort vergaß und anders darstellt. Aber selbstverständlich mußte sich das Zusammenwirken des Roten Kreuzes und des Samariterbundes aus innerer Notwendigkeit immer inniger gestalten. Heute drängt sich auch die organische Verschmelzung beider Verbände ganz von selbst auf. Die Werbekraft wird, zusammengeballt, nur stärker, und ihr Einzugsgebiet ist ja das gleiche. Die Samariter sind aktiv die Pioniere der Sache, für die das Rote Kreuz das Zeichen gab und noch gibt. Das geht gerade aus dieser Geschichte klar hervor.

Arnold Rneilwolf.

„Die Revolution des Nihilismus“.

Hermann Kauschning: Die Revolution des Nihilismus. Europa-Verlag, Zürich.

Man nimmt dieses Buch nicht ohne ein gewisses Mißtrauen in die Hand, wenn man hört, daß der Verfasser bis Ende 1934 ein höherer Funktionär des Nationalsozialismus war. Denn schließlich ist dieser 1938 nicht anders als er 1934 war, und der 8. November war nicht schlimmer als der 30. Juni. Doch wäre es verfehlt, deswegen das Buch von vornherein abzulehnen; zweifellos gibt es ja echte Befehrlungen auch unter befremdlichen Umständen. Vieles ist tatsächlich in dem Buche aufschlußreich analysiert, vieles ist mindestens sehr anregend; wenn es auch oft breit und wenig strukturiert geschrieben ist. Gegen manche der darin gegebenen Stellungnahmen müssen allerdings Vorbehalte gemacht werden, und das bezieht sich auf negative wie positive Stellungnahmen. Mit dem Worte Nihilismus wird heute zweifellos ein gewisser Mißbrauch getrieben. Es kann kein Zweifel sein, daß in breitesten nationalsozialistischen Kreisen das völkische Ideal sehr intensiv und sicher empfunden wird und keineswegs eine Heuchelei bedeutet. Wir halten es nicht für im letzten Sinne substantiell, nicht für fähig, das Leben als ganzes auf die Dauer wirklich zu tragen. Die intellektuellen Naivitäten darin gehen zweifellos über die Naivität früherer Massenideale hinaus. Aber den Glauben an ein solches Ideal über alles setzen, und für seine Durchführung dann keine außer ihm selbst liegende Rücksichten kennen — das kann man kaum schon Nihilismus nennen. Denn das hat auch das Christentum in seiner Geschichte, auch der Freiheitsgedanke weit hin getan. Ebenso wenig wird man die Schlüssigkeit von Kauschnings Folgerung anerkennen können, das deutsche Volk werde durch die nationalsozialistische Herrschaft bis auf den Grund zerstört. Zweifellos sind die vorhandenen Zerstörungen umfangreich und ernst; aber auf andern Gebieten zeigt sich eine undämpfbare Lebenskraft, die ihren vollen Wert hat. Um nur etwas zu nennen, das uns persönlich nahe liegt, so wollen wir auf die gewaltige Anzahl literarischer Neuererscheinungen hinweisen, unter denen sich recht viel Wertvolles befindet. Es werden in unerhörtem Ausmaße Bücher gekauft, zahlreiche freie Schriftsteller können von anständiger Arbeit gut leben; neulich hörten wir von einem Chirurgen mittlerer Güte und mittlerer Berühmtheit, dessen Erzeugnisse keineswegs sehr populär stilisiert sind, er habe mit einem Gedichtband in wenigen Jahren eine Auflage von 93 000 erreicht. Oder man lege einmal aufeinander, was nur im letzten Jahre an Übersetzungen französischer Moralisten, darunter auch abgelegener und eher schwieriger Werke erschienen ist, und das in einem Volke, dem es an eigenen Philosophen wahrhaftig nicht fehlt. — Derlei sieht nicht gerade nach einem nationalsozialistischen und immoralistischen Nihilismus im Volke aus. Wir schreiben solche erfreulichen Einzeltatsachen keineswegs dem Nationalsozialismus gut — höchstens daß er diejenige Besserung der Wirtschaftslage hervorgebracht hat, welche für solche Ergebnisse unerlässlich ist. Wichtiger ist, daß diejenigen, die um jeden Zoll Bodens, auf welchem Geistesleben sich noch ansiedeln, ja ausdehnen kann, einen schweißenden und zähen Kampf kämpfen, und ehrwürdiger sind als manche Emigranten, welche ihrerseits an der Isolierung des deutschen Geisteslebens arbeiten. — Positiv wäre unser Haupteinwand der, daß Kauschnings Lösungsvorschlag (etwa die preußische Monarchie Friedrich Wilhelms IV.) unerwörtbar ist. Meint er, daß ein nihilistisch zerrüttetes Volk an solche Kindereien glauben würde? Das Christentum der konservativ-militärischen Kreise vor dem Krieg, welches für Kauschning alle Probleme löst, schien uns nicht besonders zeugungskräftig. Überhaupt, wann hat das Christentum der Evangelien sich je staatsbildend gezeigt? Wann war die christliche Ethik wirklich in Kraft und in breiter Wirksamkeit? Wir glauben an diese Rezepte nicht.

Vielleicht wird der Kampf um die Geltung der christlichen Ethik für diese selbst zu einer heilsamen Klärung führen, nachdem Jahrhunderte sich mit den Lippen zu ihr bekannten, ohne sie jemals wörtlich ernst zu nehmen. Und wozu die bis ins Einzelne gehenden Darlegungen der Bestrebungen der konservativ-militärischen Kreise im Dritten Reich, wenn man von dieser Seite noch etwas erwartet? Warum bezeichnet Krauschnig Ernst Jünger in einem ergänzenden Aufsatz als „Gegner des Regimes“? Das ist doch geradezu eine Denunziation — wir hoffen, daß Krauschnig sich das nicht klargemacht hat. Immerhin ist heute Jünger der erste Kopf im deutschen Geistesleben und einer seiner ersten Dichter. In dasselbe Kapitel gehört die, sagen wir Nachlässigkeit im Zitieren, welche in manchen Emigrantenkreisen nachgerade an den Grundsatz anzuklingen beginnt: „Der Zweck heiligt die Mittel“. Ein Beispiel. Krauschnig schreibt auf Seite 383/384: „Ernst Jünger spricht geradezu von einer ‚Entvölkerungspolitik‘, die man der bürgerlichen Bevölkerungspolitik entgegensetzen kann. Sie wird notwendig als das negative Korrelat zu einer positiven Bevölkerungspolitik. Er spricht von einer ‚Wiederentdeckung der sehr alten Wissenschaft der Entvölkerungspolitik‘. Der ‚umfassendste Tötungsakt‘, der künftig zu beobachten sein werde, richte sich gegen die Ungeborenen. In diesen Zusammenhang gehört als hartes, aber notwendiges Mittel eines neuen Herrenwillens auch der ‚Bevölkerungsschub‘, ein Mittel, durch das man sich sozialer oder nationaler Grenzsichten auf dem Verwaltungswege zu entledigen beginnt. Vorläufig ist dieses Mittel erst in der Judenpolitik praktisch zum Ausdruck gekommen. Vielleicht wird man es demnächst gegenüber der tschechischen Bevölkerung von Rest-Böhmen angewendet sehen“. — Schlagen wir nun die Stelle nach, auf die sich Krauschnig hier bezieht, so finden wir sie auf Seite 143 des „Arbeiters“ (Hamburg 1932). Da heißt es: „Der umfassendste Tötungsakt, der heute zu beobachten ist, richtet sich gegen die Ungeborenen. Es ist vorauszu sehen, daß diese Erscheinung, die in Bezug auf das Individuum den Sinn einer größeren Sicherung der Lebensführung des Einzelnen besitzt, beim Typus die Rolle eines bevölkerungspolitischen Mittels spielen wird. Ebenso unschwer zu erraten ist die Wiederentdeckung der sehr alten Wissenschaft der Entvölkerungspolitik. Hierzu gehören bereits die berühmten „Vingt millions de trop“, ein Aperçu, das inzwischen durch den Bevölkerungsschub, ein Mittel, durch das man sich sozialer oder nationaler Grenzsichten auf dem Verwaltungswege zu entledigen beginnt, an Unerschaulichkeit gewonnen hat.“ — Krauschnig unterstellt hier Jünger, er habe diese Mittel schlicht zur Anwendung durch Deutschland empfohlen. Tatsächlich meint Jünger Dinge, die, von einem Franzosen theoretisch und im Sinne eines Wunsches umrissen, von den Polen praktisch ausgeführt worden sind. Daß die Stelle Jüngers zunächst darauf zielt, sollte für Krauschnig schon darum leicht verständlich sein, weil er ja selber vor einigen Jahren ein dickes Buch über die Vernichtung des Deutschtums in Polen, welche kaum ein Mittel verschmähte, unter Beifügung reicher Dokumentation veröffentlicht hat. Er wandte sich darin mit größter Schärfe gegen die Politik des Polentums und des Katholizismus, die er heute als erhoffte Bundesgenossen mit größter Freundlichkeit behandelt. Wie gesagt, wir lassen jedem das Recht auf politische Schwankungen, nur sollte man sie nicht zu verwischen trachten, sondern sie vielmehr expressis verbis begründen. Krauschnig hat zweifellos genug Ernsthaftes zu sagen, daß er sich das leisten könnte. Ch. A.

„Der Griff nach Österreich“.

Robert Ingrim: Der Griff nach Österreich. Europaverlag, Zürich. 1938.

Hinter dem Namen mag sich ein österreichischer Journalist verbergen, der jetzt für seine Veröffentlichungen auf einen neutralen Verlagsort angewiesen ist. Man erwartet aber umsonst den leidenschaftlichen Erguß etwa eines ingrimmigen Parteinenschen. Vielmehr ist der Verfasser eine redliche Seele und versteht seine Meinung ohne Born darzulegen. Er vermag aber deswegen auch nicht das Blut des Lesers in Wallung zu bringen. Eine Menge von Einzelheiten, meist bekannte, aber vergessene, werden in Erinnerung gerufen und gewertet, und doch will kein packendes Gesamtbild entstehen, geschweige eine hinreißende Darstellung.

Im Vorwort wird uns gesagt: „Dieses Buch tritt den Beweis an, daß Österreich nicht an innerer Uneinigkeit gestorben ist; auch nicht daran, daß es sich selbst

aufgab. Es hat den Tod gefunden, weil es von denjenigen im Stich gelassen wurde, für deren Frieden und Sicherheit es fünf Jahre lang in vorderster Front gekämpft hat.“ Gemeint sind die nichtdeutschen Großmächte; die hätten, meint der Verfasser, Österreich retten können und retten sollen. Was will das aber sagen, wenn man die Tatsache nicht bestreiten kann, daß Österreich vor einem Jahrtausend schon durch die Geschichte zu Deutschland geschlagen worden und erst 1866 durch eine Art Unglücksfall von ihm getrennt worden ist, und daß auch sein Volk deutsches Volk ist, wie die Herren Dollfuß und Schuschnigg bis zum letzten Augenblick unablässig vor aller Welt versichert haben? Was man zur Zeit der tschechisch-deutschen Krise über Böhmens natürliche Grenzen und geschichtliche Einheit hat sagen können, hat nie jemand von Rumpfosterreich behauptet; dieses gehörte geschichtlich und national unweigerlich zu Deutschland.

Wichtig ist dem Verfasser, darzutun, daß nach 1933 die frühere Mehrheit für den Anschluß nicht mehr vorhanden gewesen sei. Das ist zahlenmäßig heute nicht mehr nachweisbar, aber vielleicht richtig; denn schon vor 1933 war die Anschlußbereitschaft Schwankungen unterworfen und abhängig gewesen von dem, was sich jeweils die Parteien von der Gestaltung der Dinge im Deutschen Reich gerade versprechen konnten. Der Anschluß an einen rücksichtslosen Einheitsstaat war auch etwas anderes als der früher gedachte an ein bundesstaatlich gegliedertes Reich. Mit dem Verfasser zu reden: „Die Voraussetzungen, unter denen die Österreicher bereit gewesen waren, ihre Eigenstaatlichkeit aufzugeben, waren dahin, als Hitler die Gleichschaltungswalze in Bewegung gesetzt hatte.“ Aber wie sollte diese Überlegung zur Geltung kommen neben der Tatsache, daß Österreichs Unabhängigkeit im Jahre 1918 dem Land und Volk von seinen Feinden aufgezwungen worden ist? Die Frage, ob Österreich im Jahr 1937 zu 35 % oder zu 70 % anschlußbereit war, ist heute belanglos geworden.

Endlich liegt dem Verfasser der Gedanke am Herzen, daß Österreich hätte bestehen bleiben sollen als das letzte größere Stück deutschen Kulturbodens, auf dem freies deutsches Geistesleben weiter blühen konnte, nachdem das übrige deutsche Land unter die Herrschaft einer Diktatur gefallen war. Das hätten in der deutschen Schweiz einige verstanden und begrüßt und wohl nicht die Uneinsichtigsten. Doch umsonst sahen nach 1933 die um freies Deutschtum besorgten Menschen sich nach führenden Geistern oder Gruppen in Österreich um, die zu Aufbau und Pflege deutscher Kultur im Sinne der großen mitteleuropäischen Überlieferungen geneigt und zugleich stark genug wären.

Aus allen diesen und anderen Gründen wirkt das Buch von Robert Ingrim auch dann nicht überzeugend, wenn man ihm im einzelnen recht geben will. Er verdient Dank dafür, daß er uns dieses und jenes verständlich gemacht und gut gedeutet hat. Aber belangreich wird es für die Rückschau der kommenden Geschlechter nicht sein, ob an dem und dem Tage Schuschnigg eine ungeschickte Erklärung abgegeben, Bauer töricht georakelt, ein unbrauchbarer Mann einen hohen Posten bekommen habe. Vermutlich wird man in der Zukunft urteilen, daß die deutsche Geschichte auf den Zusammenschluß der „beiden deutschen Länder“ hinausgelaufen sei, und daß oft das in der Entwicklung der Dinge Notwendige von Menschen verwirklicht werde, die man nicht gern als Vollstrecker am Werk sieht.

Edward Blocher.

Deutsche Erzähler.

Man kann sich fragen, ob das stattliche Buch von Anton Schnad, „Die bunte Hauspostille“ (Paul List-Verlag, Leipzig, 1938) unter diesem Titel richtig eingeordnet sei, da er darin nicht eigentliche Erzählungen, als vielmehr eine reiche Sammlung seiner behutsamen Skizzen vorlegt. Jrgendwo darin heißt es: „Wie tief und schön doch ein einfacher Gegenstand beseligen und erfreuen kann!“ — der Satz ließe sich als Motto über das Ganze stellen, denn dem Dichter gilt es, in vielfach etwas spröden, aber ehrlichen und sauberen Zeichnungen die „Poesie der Dinge“ zu beschwören, und am schönsten, will uns scheinen, gelingt ihm die Verzauberung des Unscheinbaren dort, wo er sich Menschlichem, z. B. den „Mädchenbildnissen früher Liebe“ zuwendet oder der eigenen Anabenzeit, die schemenhaft,

mit wenigen ins Licht der Erinnerung gehobenen Eindrücken, dem Leser sich offenbart.

Erinnerungen aus der Knabenzeit hält auch **Leopold Weber** in einem kleinen Bändchen, „**Bubenferien am Baltischen Meere**“ (A. Thienemanns Verlag, Stuttgart, 1939) fest. Wir kennen den Dichter als kraftvollen Neugestalter der deutschen und nordischen Sagenwelt, als welcher er sich unvergängliche Verdienste erworben hat, und es ist eine Freude, ihm auch hier zu folgen, wo er in seiner schlichten, gut geförnten Sprache von sonnigen und erlebnisreichen Jugendtagen mit gewinnender Heiterkeit erzählt. Leopold Weber ist in Rußland aufgewachsen, und wer um seine Sagenbücher weiß, wird es gerne aus diesem Büchlein erfahren, wie er in seinen jungen Tagen das Meer erlebte, und begreiflich finden, daß der Dichter die Schilderung seiner Frühzeit mit der Szene abbricht, wo er zum erstenmal dem Zauberbann der Sagenwelt erlag, denn damit war letztlich über sein Lebenswerk entschieden: „Hier, aus meinen Kinderferien heraus wuchs mir meine Lebensaufgabe zu, wenn es auch fast ein halbes Jahrhundert dauerte, bis ich sie, so gut es in meinen Kräften stand, auszuführen vermochte: meine Neugestaltungen der germanischen Sagenwelt und der Odyssee, der Gesänge vom göttlichen Dulder Odysseus“.

Eine ungemein kultivierte Erzählung von starker Sensibilität und mit ausgeprägtem Sinn für Zwischentöne legt **Kurt Hande** unter dem Titel „**Zwielicht**“ vor (Verlag Die Rabenpresse, Berlin, 1938). Es ist die Geschichte einer tragisch ausgehenden Jugendliebe, die der Autor in einen gewagten Rahmen hineinstellt: der Erzähler beichtet sie in zwiespältiger Stimmung einer Geliebten, die nicht recht willig ist, zuzuhören. Aber das Wesentliche ist nicht der Stoff, sondern die „zweideutige Dunkelheit“ der Gestaltung, aus der das Menschliche immer wieder flüchtig, aber farbig und eindrucksvoll heraustritt. Oft meint man zu spüren, daß der Autor noch nicht ganz sicher seine Mittel handhabe, so viel handwerkliches Können die Darstellung auch verrät, und man freut sich, weiteren und umfangreicheren Werken seiner Dichtung entgegenzusehen: denn die Erzählung „Zwielicht“ ist eine Verheißung.

Ganz anders die Erzählung „**Die Maurer**“ von **Philipp Faust** (Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz, 1939). Der Verfasser hat einen Novellenband erscheinen lassen, und wenn der eine Verheißung war, ist die vorliegende Erzählung die Erfüllung. Sie schildert den Werdegang eines Maurers, werktätiges Leben, streng, einfach, klar, sachlich und doch so, daß man mit starker Ergriessenheit folgt bis zum Ende. Ein Handwerkerroman ohne Schnickschnack, eine bestechend geradlinige Schilderung, als ob auch beim Schreiben, nicht nur beim Mauern der Autor (der selber Maurer ist) sich zuriefe: „Schnur hoch!“ Er wird sich nicht mehr überbieten — höchstens die Höhe halten können.

Carl Günther.

Abersicht.

Wer sich bemüht, sich eine gewisse Übersicht über das dichterische Schaffen der Gegenwart zu bewahren, ist dankbar für alle Hilfe, die sich ihm dabei bietet, denn allein vermag er es nicht zu schaffen. So greift er gerne zu dem handlichen Bändchen in **Kröners Taschenausgabe**, Stuttgart 1938, Verlag Kröner, in dem **Franz Lennarz** uns „275 Einzeldarstellungen zur deutschen Dichtung der Gegenwart“ („**Die Dichter unserer Zeit**“) vermittelt. Er führt in alphabetischer Reihenfolge die deutschen Dichter der Gegenwart, soweit sie nicht in erklärtem Gegensatz zum nationalsozialistischen Deutschland stehen, auf, und fügt den kurzen Hinweisen auf wichtige Lebensdaten je eine Würdigung der bedeutenderen Veröffentlichungen bei. Nicht nur, weil politische Gesichtspunkte die Auswahl mitbestimmen haben, sondern auch, weil es sich um einen ersten Versuch dieser Art handelt, ist die Auswahl lückenhaft, und sie ist auch, z. B. was das Schrifttum der deutschen Schweiz betrifft, nicht immer leicht zu begreifen (Maria Waser, Meinrad Inglin, Walthar Siegfried, um nur die drei zu nennen, die in deutschen Verlagsanstalten ihre Werke haben erscheinen lassen, fehlen). Aber dennoch: schon als erster Versuch ist einem der Band eine willkommene Hilfe, zumal, da er durchaus den Eindruck einer sorgfältigen und wohl fundierten Arbeit auch im Kleinen erweckt.

Ganz anders geartet ist die „Begleitung“, die **Albert Betteg** als schmale Broschüre unter dem Titel „**Der deutsche Roman von heute**“ erscheinen läßt (Verlag A. Lütth, Solothurn, 1938). Der Verfasser hat schon in seiner Dissertation sein ausgezeichnetes Geschick erwiesen, ein weites Gebiet literarischer Erscheinungen sachte zu ordnen, und bewährt hier dieses Geschick von neuem. Er unterscheidet in seiner „notgedrungen skizzenhaften Typologie des reichsdeutschen Romans außer der nationalsozialistischen eine christlich-religiöse, eine individualistische, eine neuromantisch-neuklassische und eine aus den Vertretern des sog. neuen Nationalismus und der Heimatkunst bestehende völkische Gruppe“. Neben diesen Gruppen des reichsdeutschen Romanes betrachtet er in kurzen zusammenfassenden Abschnitten den Roman der Emigranten und den Roman in Österreich und in der Schweiz. Es erfreut dabei sein frisches und doch besonnenes Urteil und sein guter Sinn für das menschlich Wertbeständige.

In einem schönen Bande, „**Geheimnis und Ahnung**“ sammelt **Hans Kern** Dokumente der Romantik von Wackenroder bis Daumer (Widukind-Verlag, Alexander Boß, Berlin-Lichterfelde, 1938). Das sehr lesenswerte Vorwort fordert, daß die Romantik „als eine Bewegung aus metaphysischen Tiefen des Lebens“ erkannt werde, und stellt im Anschluß an zwei Novalis-Zitate fest: „Das untrügliche Wesensmerkmal des ‚romantischen‘ Erlebens und Denkens ist also das Wiederverknüpfen des vordergründig Tatsächlichen, des Greifbaren und Begreifbaren, mit den nur zu erahnenden Mysterien des Ursprungs. Der romantische Mensch wittert im Endlichen das Unendliche, im Teil das Ganze, im Individuellen das Universum; sein forschender Sinn wird vom Ferngehalt der Erscheinungen gebannt“. Hier zeigt sich im Fundament eine Betrachtungsweise an, die weit zu führen verspricht, und von ihrem Gesichtspunkt aus sind in dem Bande denn auch entscheidende Seiten von 31 literarischen Persönlichkeiten der Romantik und — besonders willkommen — Bilder von sechs romantischen Malern wiedergegeben. Die romantische Dichtung tritt hinter der romantischen Reflexion stark zurück — auch wenn man dies bedauern mag, wird man dem Buche nicht das Lob verjagen können, daß es Neuland gewinnt.

Carl Günther.

Luther und Hutten.

Schulze-Maizier, Friedrich: Luther-Brevier. Insel-Verlag, Leipzig. 1938.

Clemen, Otto: Hutten der Deutsche. Insel-Verlag, Leipzig. 1938.

Dem hier empfohlenen Kierkegaard-Brevier hat der Insel-Verlag in kurzer Zeit ein gleich vorzügliches Luther-Brevier folgen lassen. Der Herausgeber Friedrich Schulze-Maizier schickt ein Geleitwort voraus, in dem er auf nur fünf Seiten mit dem „idealisierten Luther der Jubiläumsreden und Festspiele“ aufräumt und dafür den von Gott Erschütterten zeigt, der sich im Sturmwind des von ihm erfüllten weltgeschichtlichen Schicksals rückhaltlos einsetzt. Dann folgt eine knappe Auswahl aus den Werken unter Stichworten wie: Glaube, Anfechtung, Ehe, der Christ im Staat usw. Schriften und Predigten, Tischreden und Briefe sind sorgfältig berücksichtigt. Das Büchlein eignet sich in gleicher Weise für eine erste Bekanntschaft mit dem Reformator, wie als gedrängte Schau der Stellung Luthers zu den verschiedenen Lebensproblemen.

Nach der Lektüre dieses kleinen Meisterwerks legt man das gleichzeitig erschienene Bändchen „Hutten der Deutsche“ unbefriedigt aus der Hand. Otto Clemen stellt darin einige Schriften zusammen, in denen der Dichter den Krieg verherrlicht, und findet, Hutten habe „manches in prophetischem Vorblick auf unsre jüngste Vergangenheit und unsre Gegenwart geschrieben“. Mit so einseitiger Auswahl tut man weder Hutten noch dem Leser einen Dienst.

Eberhard Zellweger.

Von Pferden.

Hans Schwarz: Der Schimmel von Perbal. Ein Ritt durch die Tschechoslowakei. Rascher Verlag, Zürich und Leipzig. 1938.

Heute gehört „der Schimmel von Perbal“ schon der Vergangenheit an. Denn die Tschechoslowakei, die der Autor gekannt hat, diese eigenartigste Schöpfung des

Versailler Friedensvertrages, existiert nicht mehr. Das Buch wird uns deshalb doppelt interessieren.

Hans Schwarz trabt gemächlich auf seinem Pferde durchs Land, begleitet von seinem Freund (dem wir die guten Photographien verdanken) und von Chüeri, dem Hund, bezieht da und dort Quartier in kleinen Orten, plaudert mit den Einwohnern, nimmt an ihren Festen teil, scheut kein Unwetter und auch nicht das Übernachten im Stall; kurz, er hält Augen und Ohren offen. Wie anschaulich schildert er uns die Sitten und Gebräuche der Tschechen, so verschieden in der Slowakei, in Schlesien, Böhmen und Mähren, indem er hin und wieder ein Stückchen Geschichte mit einfließt. So hören wir, daß die Stadt Olmütz in Schlesien viele Jahre lang Lafayette „beherbergt“ hat, und daß auch hier der Verräter Louis' XVI., der Postmeister Drouet, gefangen saß. Und weiter reitet und kommt er in das „hunderttürmige goldene Prag“, an dessen Dom sechshundert Jahre lang gearbeitet wurde. Hier und auf dem Lande werden wir auf Schritt und Tritt an den dreißigjährigen Krieg erinnert. In Böhmen hat auch die Wiege des ersten Reformators, Johannes Hus, gestanden. In Böhmen befindet sich das Dörzchen Slavkov, dessen deutscher Name mit großen Lettern in der Weltgeschichte steht: Austerlitz.

Die schönsten Abschnitte des Buches sind dem Helden der Erzählung, dem Schimmel von Perbal gewidmet. Wie gut versteht der Verfasser die Seele seines Freundes, wie genau kann er sich seine Erlebnisse und Gefühle vorstellen, und fast lassen wir uns rühren, wenn er beschreibt, wie das einjährige Fohlen von seiner Mutter getrennt, von der Puszta weg verkauft wird, die weite Welt kennen lernt und schließlich einen Schweizer Offizier auf seinem Rücken durch das Land trägt.

Ja und was gehört noch alles zu diesem schönen Lande? Zigeuner, die so rasend zum Tanz aufspielen können und dann wieder so wehmützlich, die puzigen Gänsegretel mit ihren schnatternden Herden, die riesigen Reklameschilder der Bata-Schuhe, die sympathischen Offiziere der tschechischen Armee, deren Gast der Autor öfters ist. Es amüsiert uns, daß auch hier die Schweiz als ein Land angesehen wird, in dem Milch und Honig fließt und jeder Bürger ein steinreicher Mann sein muß, eine Meinung, die zu berichtigen Hans Schwarz sich alle Mühe gibt.

A.-M. T h o r m a n n.

Alfred Baumgartner: Reiterlust, ein Büchlein für die Freunde des Pferdes. Verlag S. Eschdy & Co., St. Gallen. 1938.

Nur wenige Sportarten blieben im Verlauf der Jahrhunderte von Zeit und Mode unberührt. Einer einzigen aber gelang es, ihren Platz an der ersten Stelle der sportlichen Rangfolge zu bewahren. Das Reiten ist heute wie vor tausend Jahren der vornehmste Sport, voller Adel und Ritterlichkeit.

Offen liegt die Welt vor dem Reiter, der beengende und bedrückende Alltag fällt von ihm ab und bleibt zurück in der endlosen Weite.

Auch auf den Skiern, im stillen Flug des Segelflugzeugs mag uns die Welt frei und unendlich erscheinen, und dennoch ist das Reiten damit nicht vergleichbar. Nicht Holz ist es, nicht eine Maschine, die uns durch die Welt begleitet, nein, ein lebendes Wesen ist es, ein Pferd. Mit diesem Wesen sich zu verbinden, in seine Bewegungen hineinzu gleiten, das eigene Ich zu vergessen, um endlich aus zwei Wesen ein einziges entstehen zu lassen, das ist das letzte, das höchste Ziel des Reiters.

So muß es auch jedes Reiters Wunsch sein, ein eigenes Pferd zu besitzen. Erst dann kann die Verbindung eine vollkommene sein. Das Pferd wird zu seinem Freund, dem er seine Geheimnisse, sein Leid und seine Freude ruhig anvertrauen darf, ohne befürchten zu müssen, daß Unberufene an dem Geheimnis teil haben werden. Von diesem Freund wird er immer verstanden, er läßt ihn seine Sorgen vergessen.

Was kann es Schöneres für den Reiter geben, als eine Reise zu Pferd? Er sieht die Welt mit andern Augen an, er wird empfänglich für die Größe und die Schönheit der Landschaft. Es erwacht eine neue Lust zum Leben, man möchte nur immer weiter reiten, reiten, reiten . . .

Mit solchen Gedanken sucht uns Alfred Baumgartner in seiner Schrift „Reiterlust“ vertraut zu machen. In kleinen Gedichten verrät er uns seine Empfindungen bei seinen Ritten durch Feld und Wald. Er preist das Pferd in der Darstellung einzelner seiner Vertreter. Mit Mainau, mit Grisé und manch anderen macht er

uns vertraut. Wir lesen von dem Verlangen nach dem eigenen Pferd, dem Zweifel, ob das Erwählte auch das Richtige sein wird, und schließlich von der Freude über den errungenen Besitz. Zuletzt reiten wir mit ihm durchs Bündnerland, mit all seinen Reizen. Altbekannte Orte sehen wir in neuem Licht erstrahlen.

Wenn wir das Buch beiseite legen, so werden wir neben manch Reizvollem, das wir gefunden haben, das Gefühl nicht ganz unterdrücken können, daß dem Verfasser vielleicht noch ein wenig die Erfahrung mit dem eigenen Pferd fehlt, wir vermessen die Fülle und Mannigfaltigkeit der Erlebnisse.

Doch wird manches dem jungen Reiter Mut zu geben vermögen, beim älteren aber werden Erinnerungen aus seiner Reiterlaufbahn wach werden.

Fritz Wille.

Stefan George.

Klein, Margarete: Stefan George als heldischer Dichter unserer Zeit. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg. 1938.

Die Verfasserin unternimmt mit großem Fleiße die Aufgabe, George in den Kreis der deutschen Volksgenossen einzubeziehen. Viele, so führt sie aus, halten George für einen defakenten Ästhet, der einen schwülen Geheimkult treibt mit sensationsbedürftigen Jünglingen; andere halten ihn für einen Halbgott, an dem Kritik Sünde, ja Hochverrat bedeutet. Das „Volk“ erscheint als Idee in den Gedichten Georges. Mit der Verherrlichung der im Weltkriege Gefallenen teilt der Dichter einen Mythos des Nationalsozialismus. George, „ein heroischer Typ von jeher“, hat nach Margarete Klein das Dritte Reich und die Notwendigkeit des Führertums prophetisch erkannt und durch sein Werk dazu beigetragen, den heldischen, in „Blut, Boden und Rasse“ verankerten deutschen Menschen heranzubilden. Seine Absonderung von der Masse habe ihn zum Herzen des Volkes geführt, zur Jugend. Aufgabe der Volkskunde sei es, das für das Leben des Volkes so fruchtbare Werk des Dichters immer mehr zu erschließen und die Mauern, die Form und Sprache heute noch für viele bedeuten, niederzulegen. Die mehr aus überlegendem Spürsinn als aus freiwilligem Herzen kommenden Ausführungen bereichern ein Kulturbild, dem man Größe in der Einseitigkeit nicht absprechen kann. Bis zur Widerlegung durch eine zukünftige Entwicklung halten wir uns indeß an das Urteil eines deutschen Literaturhistorikers aus dem Jahre 1934, das Georges Einwirkung auf das Volk — auch auf eine ideale Volksgemeinschaft, wie er sie sich wünscht — bezweifelt. Zugleich möchten wir darauf hinweisen, daß die Hauptforderung des späten George, „die Wiedergeburt des entarteten (!) Volkes in Gott“ von der Verfasserin aus erklärlichen Gründen vollkommen übergangen wird.

Helene Meyer.

Generationen um Wagner.

„Vor Anker alle sieben Jahr“... wie die geheimnisvoll-wehmütige Melodie aus Sentas Ballade klingt es auf beim Nachsinnen über Wahrheit und Dichtung in der unerhört reichen Geschlechterfolge, deren Kern Wagner und Liszt bilden und die sich weitete zum Bild der Zeiten zwischen der Ahnfrau Elisabeth Guldemann, der Solothurner Patrizierin in den Jahren der französischen Revolution, und den jüngsten Enkelinnen Friedelind und Berena Wagner im Dritten Reich. — Ganz wenige Stichworte mögen den Roman dieser Ahnen und Enkel andeuten: Am 29. Sept. 1797 in Solothurn Hochzeit von Alexandre de Flavigny, dem Sohn der Neuenburgerin Sophie Huguenin und Enkel jener E. Guldemann. Seine Tochter Marie verläßt 1835 ihren Gatten, den Grafen d'Aquoult; Wanderungen mit Franz Liszt in der Schweiz. Beider Tochter Cosima wird, nach ihrer Scheidung von H. von Bülow, am 25. Aug. 1870 in Luzern Richard Wagner angetraut. Immer wieder taucht die Schweiz auf. Eva Wagner 1908 getraut in Zürich mit H. St. Chamberlain. Der in Triebtschen geborene einzige Sohn Wagners vermählt sich am 22. September 1915 mit Winifred Williams. Hinter diesen Gestalten tauchen aus dem Ozean der Zeit noch viele Namen auf: Mathilde Wesendonck, Minna Planer, Caroline und Marie Wittgenstein. Einmal in Zürich, in Paris ein andermal begegnen sich bei R. Wagner Cosima und Mathilde, Marie und Minna, kaum

ahnend ihre Stellung in Leben und Werk des Genius. Noch heute reizt die Frage nach der Bedeutung, die Frauen für Liszt und Wagner gewannen. Fand die Ballade vom ruhelosen Meerfahrer den verklärenden Schluß? — Neue Lebensgeschichten mit z. T. bisher unveröffentlichten Quellen liegen heute vor:

Claude Aragonnès: „Marie d'Agoult, une destinée romantique,“ Verlag Hachette, Paris 1938.

Das „romantische Schicksal“ wird höchst anregend, mit vielen z. T. noch unbekanntem Einzelheiten, spannend wie ein Roman dargestellt. Als sein Hauptheld erscheint Franz Liszt, gewiß mit Recht, denn noch können wir uns das Leben der französischen Gräfin nicht ohne den Künstler denken, und weitwirkend scheint es erst durch die Tochter geworden zu sein. Und doch fragt sich der Kenner der Schriften Marie d'Agoults, ob diese selbst geniale, leidenschaftlich sich um jede Kunst und fast jede Wissenschaft bemühende, ihrer Zeit vorausdenkende Frau es nicht verdient, noch mehr als selbständige Persönlichkeit betrachtet zu werden, etwa wie die ihr befreundete Dichterin George Sand oder die ihr sowohl durch Ablehnung Napoleons wie durch Vermittlung deutscher Kultur ähnliche Frau von Staël. Man könnte sich vorstellen, Marie d'Agoult würde als Historikerin oder als Dichterin geschildert. Oder man würde das politische und gesellschaftliche Frankreich mit ihren Augen zu verfolgen suchen, ausgehend von ihren fesselnden, überlegen ironischen Erinnerungen, in denen sie, fast wie der satirische Zeichner, sich als eine — Daumière der Phrasen erweist. Gewiß, C. Aragonnès vergißt weder „Daniel Sterns“ Geschichte der Revolution von 1848, noch die preisgekrönte der Entstehung der Republik in den Niederlanden; sie kennt die „Esquisses morales“, das Buch über Dante und Goethe, auch jenes, in dem Daniel = Marie das unendliche, nie zu lösende Problem der Freiheit anzugreifen wagt; sie muß vom Bekenntnisroman „Nélida“ und den Gedichten sprechen. Doch all' dies bleibt etwas zu sehr nur Beiwerk, elegante Girlande, um die Erzählung von Finden, Liebe und Trennung des Paares Marie und Franz. Was den sich um tiefes Ergründen der Natur der Gräfin Bemühenden bei solcher Betonung des romantischen Loses entgeht, mag für die Menge gespannter Leser eher ein Vorteil der ohne Zweifel guten, ja vorläufig trotz Ronchard und Marie-Octave Monod noch besten Biographie sein.

Dem schönen jungen Mädchen Marie de Flavigny hatte einst Goethe segnend die Hand auf's Haar gelegt. Noch die Greisin hatte die Begegnung nicht vergessen. Vielleicht erwachte an jenem Tag in Frankfurt die Sehnsucht nach dem Genie, der Keim für die Leiden und Freuden dieses kämpferischen Lebens. Ist es nur Wahn, daß Liebe große Taten der Kunst anzuregen vermag? Liegt tiefe Wahrheit im Doppelsinn des Wortes „Genius“, des Zeugenden? Waren wirklich Jessie Laussot Urbild der Sieglinde, Marie Wittgenstein der Freia, Mathilde Wesendonck der Isolda? — Der Traum Marie d'Agoults scheint erst für ihre Tochter Cosima Wirklichkeit geworden zu sein. Liszt soll einst in Rom der sich unverstanden fühlenden und an Beatrice neidvoll erinnernden Marie zugerufen haben: „Ce sont les Dantes qui font les Béatrices, et les vraies meurent à dix-huit ans!“ (C. Aragonnès ändert den Satz unwesentlich, wir folgen der schärferen Fassung bei G. de Pourtales). Aber im Gegensatz zur Liszt-Literatur bedauern wir die Trennung Liszts und der Gräfin d'Agoult und hätten gewünscht, der gefeierte Zauberer hätte später ähnlich scharfe Töne gegen die Fürstin Wittgenstein gefunden. Mit dieser Osteuropäerin vermögen wir uns ebensowenig zu befreunden wie mit Minna Planer. Dieser ist der reich mit Bildern geschmückte, 370 Seiten starke Band gewidmet:

Friedrich Herzfeld: „Minna Planer und ihre Ehe mit Richard Wagner.“ Verlag Goldmann, Leipzig. 1938.

Als einst die zwei Bände Briefe Wagners an seine erste Gattin erschienen, wurde großes Aufsehen davon gemacht, hier lerne man endlich den Menschen R. Wagner kennen. Gewiß zeigt er sich hier ohne Pathos, oft von sehr ansprechender Seite, und es ist sicher notwendig, den so oft verkannten Wagner auch menschlich erfassen zu können. Noch notwendiger scheint uns freilich Vertiefung in die Werke. Wir gestehen, noch selten reine Freude erlebt zu haben bei diesem rührenden Bestreben, uns Große möglichst alltagsmenschlich zu schildern. Noch sind wir vom Wahn nicht frei, Künstler und Mensch sollten eine Einheit bilden. . . . Daher ziehen

wir ein paar Seiten der von Gedanken überquellenden Briefe an Mathilde Wesendonck allen Erörterungen mit Minna bei weitem vor. Wir fänden eine Lebensbeschreibung Mathildens zeitgemäßer und bedauern im Grunde, daß im Besitz des Zusammenlebens mit Cosima ein Briefwechsel mit der Tochter Marie d'Agoult's überflüssig wurde. — Wohl hat der Verfasser äußerlich recht, wenn er meint, Wagners Bund mit Cosima habe 19 (?) Jahre gedauert, das Erlebnis mit Frau Wesendonck nur 4 bis 5 Jahre, die Weggenossenschaft mit Minna aber 32 Jahre, während welcher Zeit Wagner alle seine Werke geschaffen oder wenigstens erfunden habe. Wie lange war Christiane Vulpius an Goethes Seite? — Wagners wie Goethes Schaffenskraft ist bewundernswert, da sie trotz dieser langen Bindungen Werke schufen und zu erfunden vermochten. Von Minna wurde jedes für den Gatten typische Werk abgelehnt; was in den Briefen die Kinderlosen noch am ehesten zu vereinigen schien, waren die Herzensangelegenheiten der Erziehung und Bekleidung Papos und des Hündchens Peps. Eines freilich mag Minna, außer dem Mithungen in Paris, für Wagner geleistet haben: unfreiwillig machte sie ihn empfänglich für Schopenhauers Pessimismus und buddhistischen Nihilismus; durch ihre Eifersuchtsanfälle (unverzeihlich bei einer Frau, die eine uneheliche Tochter, als Schwester ausgegeben, in die arme Ehe mitbrachte und die sich noch später entführen ließ!) schärfte sie Wagners Erfahrung beim mythischen Erfassen des ewigen Zwistes zwischen Wotan und Fricka. Aber wir täten Minna zu viel Ehre an, wenn wir sie mit „Fricka“ gleichsetzen würden, die immerhin Göttin blieb und — in der Auffassung Winifred Wagners als Hüterin der Ehe und Bewahrerin der Sippe — seit 1936 in Bayreuth von Margarethe Klose auch ergreifend dargestellt wird. Auf Seite 330 begründet der Verfasser die ständig gespensternde Eifersucht Minnas u. a. so: „sie war von zweierlei unterbaut: zum ersten von dem immer weiter glimmenden Gefühl, daß sie seinerzeit wirklich beinahe unverzeihliche Fehlritte begangen hatte, und zum andern von der ohnmächtigen Ahnung derjenigen, die unrettbar ihre geistige Unterlegenheit spürt, ohne sie zugeben zu dürfen.“ — Dies genügt, es braucht kaum noch der Briefe an ihre Freundinnen und an Wagners Stiefschwester Cécilie Wrenarius, der sie den Bruder verächtlich zu machen sucht und wo sie z. B. 1864 schreibt, von Wagners Schaffen werde nicht viel Genießbares noch zu erwarten sein, er habe auskomponiert und nur noch gequälte Arbeiten zu Tage gefördert. „... was dagegen ein Meyerbeer geschaffen hat ... ganze Kisten hat er hinterlassen.“ Es braucht nicht weiteres! Diese Frau verhöhnt ihres Gatten Werke und rühmt die vollen Kisten seines Todfeindes.

Herzfelds prächtig ausgestattetes Buch verdient volle Beachtung und wird jeden Leser, auch die zahlreichen Feinde Wagners und die Menge der sonst Gleichgültigen, über jedes Erwarten fesseln. Vorsichtshalber möchten wir für kommende Massenaufgaben den Untertitel empfehlen: „In welcher Umgebung die erhabensten Werke des 19. Jahrhunderts entstanden“ oder gar: „32 Jahre Sabotage“.

Der Verfasser verzichtet auf ausführliche Erwähnung des Schrifttums; immerhin hätte er neben den im Nachwort verdankten Quellen wohl auch Fehr in Winterthur nennen dürfen, aus dessen Werk über Wagners Schweizerzeit er geschöpft hat. Ein köstlicher Druckfehler war in den ersten Abzügen des Fehr'schen I. Bandes zuerst stehen geblieben: Wagner erzählt wie er mit Minna vor dem Straßburger Münster gestanden sei und wie sie Blumenkohl eingekauft habe. Der Setzer hatte genial das Wörtchen „mit“ unterschlagen, sodaß es hieß: „Minna stand mir vor dem Münster.“ —

Max Moser: „Richard Wagner in der englischen Literatur des XIX. Jahrhunderts“.
Verlag Franke A.-G., Bern. 1938.

Es ist sonderbar mit den rasseverwandten Schwester-Nationen: Frankreich und Italien leben sich auseinander, und von der germanischen Schwester Deutschlands, von England, sagt der Verfasser: „Schon lange vor Carhles Tod und besonders nach der Reichsgründung von 1871 begann sich die gebildete Schicht diesem nun als fremd empfundenen Einfluß (des deutschen Geistes) zu entziehen und französischer Kultur sich zuzuwenden.“ Erst im letzten Viertel des Jahrhunderts sei mit Wagner, Schopenhauer und Nietzsche ein letzter Vorstoß deutschen Geistes erfolgt, „ein mit aller Fragwürdigkeit krankhafter Übersteigerung und energischer

Überspizung belasteter Versuch, verlorenen wertvollen Geistesraum zurückzugewinnen.“ Die fleißige, aber namentlich die positiven Beziehungen zwischen Wagner und Britannien nicht erschöpfende Darstellung Mosers zeigt neben erfreulichen Wirkungen der Werke Wagners auch bekadente Erscheinungen; eine „morbide“ Erotik z. B. bei G. Moore lehnt sich äußerlich an Wagner'sche Motive an. Für Trevelhan ist die Gralmsstik Stoff zu einer nicht einmal ganz übeln Satire. Im Vorspiel dieses „New Parsifal“ prüfen ein Lord Chamberlain und ein Examiner of Plays das vorgelegte Drama und sind geneigt, es durchzulassen; aber Wagner erscheint und legt Verwahrung ein. Hätte man nicht vielleicht erwarten dürfen, der Verfasser würde hier etwas von H. St. Chamberlain, dem Wagner, Kant und Goethe zuliebe zum Deutschen gewordenen Engländer, erzählen, statt nur vom „gelinden Spott auf Wagner und den überheblichen Wagnerkult zu Bayreuth“, etwas überhebtlich von Herrn Moser? Seine Anglistik läßt ihn auch da und dort die Muttersprache vernachlässigen (z. B. S. 109: Herzeloïdas „Aufzucht“ Parsifals). Immerhin ist namentlich die Schilderung des Geisteswandels vom starrbürgerlichen Victorianismus zum labileren 20. Jahrhundert geglückt und sehr interessant.

Merkwürdig bleibt, daß Wagners Einfluß auf Frankreich unendlich stärker und tiefer wirkte. Viele Erscheinungen der französischen Dichtung wären ohne Wagner gar nicht zu verstehen. Ja, es ist etwas sonderbares um die „Schwestern“; das Keltische in Verbindung mit dem Germanischen (die Italiener anerkennen heute die Franzosen nicht mehr als Lateiner) war vielleicht die Mischung, die für Wagner prädestinierte . . . in Frankreich wenigstens. Ist England zu nüchtern, zu bigott, allzu sehr eingenommen von Mendelssohn und Oratorienmusik? — Doch wir vergessen nicht, daß auch Britannien zahllose Freunde Wagners zählt, daß nach der Französin Cosima die Engländerin Winifred Meisterin von Bayreuth wurde.

Karl Alfons Meyer.

Zwei Bücher von Soldaten.

Berner Picht: Die Wandlungen des Kämpfers. Friedrich Vorwerk Verlag. Berlin. 1938.

Das Buch bietet in großen Linien einen Überblick über die Entwicklung der deutschen Heeresverfassungen in zwei Jahrtausenden. Der Kämpfer wird in seinen verschiedenen historischen Formen in Beziehung gebracht zu der jeweiligen Heeresart und Staatsform, wobei der Verfasser eingehend auch die geistigen Grundlagen der Heeresformen schildert und die soziologische Stellung des Kämpfers in den verschiedenen Zeiten. Im Unterschied zu bisherigen Darstellungen der Wehrgeschichte wird hier vor allem sehr scharf der Unterschied zwischen dem kriegerischen und dem soldatischen Typus herausgearbeitet, in dem der Schlüssel zum Verständnis des Formwandels des Kämpfers zu suchen ist. Dem „Krieger“ ist der Krieg urtriebhaftes, männliches Wesenselement, das keinerlei sittlicher Grundlage bedarf; der Krieger ist Verkörperung einer Urkraft. Der Soldat dagegen ist eine Schöpfung des Staates; er gründet seine Funktion auf ein sittliches Fundament, aus der Beziehung zur Gemeinschaft. Sein Dienst gegenüber Staat, Volk und Vaterland ist ihm Pflicht und Ehre zugleich. Den Begriff des „Kämpfers“ gebraucht der Verfasser dabei als neutralen Oberbegriff des geschichtlichen Wandlungen unterworfenen, waffentragenden Mannestums, der sowohl den Typ des Kriegers wie den des Soldaten umfaßt.

Dem germanischen Stammesverband entspricht noch das allgemeine Kriegerstum, die bewaffnete Heergemeinde. Mannestum und Kriegerstum sind noch identisch. Der feudale Lehensstaat des Mittelalters bringt dann bereits eine Differenzierung mit der Entstehung eines eigenen Kriegerstandes im Ritterheer. Im Rittertum aber liegt bereits der Keim zum Söldnertum, zum Berufskriegertum der Landsknechteheere. Sie sind die letzte Form der Kriegsheere, Abschluß des Zeitalters des Kriegers. Der Berufssoldat im stehenden Heer der absoluten Fürsten ist zwar auch Söldner wie der Landsknecht, und doch trennt ihn von jenem die Wasser-scheide zwischen Kriegerstum und Soldatentum. Der Landsknecht kennt nur Krieg und Schlachtfeld; der Soldat verbringt den größten Teil seiner Zeit zur Ausbildung auf dem Kasernenhof. Von besonderem Interesse ist es dann, zu verfolgen,

wie im 17. und 18. Jahrhundert in Deutschland der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht wieder aufkommt, zuerst bei Spinoza und Moritz von Sachsen, bis er sich nach vielen Schwierigkeiten in den Freiheitskriegen durchsetzt. Das Volksheer wird zum sinnfälligsten Ausdruck des erwachten Nationalgefühls. Die Patriotenheere des konstitutionellen Nationalstaates leiten schließlich hinüber zum totalen Soldatentum des heutigen deutschen Heeres. Am Anfang und Ende dieser Entwicklung steht das Volk in Waffen. Dabei sind aber germanische Heergemeinde und modernes Volksheer äußerste Pole der zweitausendjährigen Entwicklung vom allgemeinen Kriegertum bis zum totalen Soldatentum des heutigen deutschen Führerstaates mit seinem Totalitätsanspruch.

Gottfried Zeugin.

Der Frontsoldat. Von Werner Picht. F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung, Berlin. 1937.

Ausgehend vom Unterschied „Krieger“ und „Soldat“ und von der Tatsache, daß es „den“ Soldaten nicht gibt, sondern der Begriff sich im Wandel der Zeit immer geändert habe, kommt der Verfasser zu einer neuen Form „Soldat“, zum Soldaten des Weltkrieges, dem Frontsoldaten. Es sei ein Menschentypus, welcher als Bürger zweier Welten sich in der 4 mal 12 Monate dauernden Schlacht angesiedelt und dort zufolge der erdrückenden Materialüberlegenheit den Tod ohne Kampf erlitten habe. Dem Versuch, das Wesen des Frontsoldaten zu erfassen, seine über trennende Grenzen hinweg allgemein gleiche Gegenwärtigkeit, einem Versuch, der weiter geht, als es in der üblichen Kriegsliteratur geschieht, ist der Inhalt dieser Schrift gewidmet. Der Verfasser gibt uns hier eine Antwort auf die große Frage um den Sinn des Geschehens. Das „Ich“ tritt zurück hinter die durch Wucht und Not des Schicksals aufgerichtete Gemeinschaft der Kameraden. Sie läßt den Frontsoldaten zu einem Kollektivwesen werden, wo das individuelle heldische vor dem gemeinsamen Opfer weicht. Vaterland, Heldentum, Kampfesmut, Angriffsgest, alles Werte, welche wir mit dem Begriff „Soldat“ als unzertrennlich anerkennen, sind nach Ansicht von Werner Picht, trotz ihrer Größe, noch nicht Beweise dafür, um die Frage restlos beantworten zu können, warum der Frontsoldat ausgehalten hat und warum er noch heute in der jungen Generation lebendig ist. Der Verfasser findet diesen Sinn des Geschehens in der P f l i c h t e r f ü l l u n g. Nicht der Einsatz um des Sieges willen, oder einer besseren Welt, oder eines ewigen Friedens sind die Motive des Handelns, sondern ganz einfach die Pflichterfüllung, das ist das Bewußtsein: „Jetzt gilt es nur das Seine zu tun und koste es das Leben“ (S. 62). Im Frontsoldaten dürfte die Welt etwas unbestritten Gemeinsames anerkennen, in dem sie sich ihrer Solidarität mindestens als einer Lebensgemeinschaft bewußt werden könne.

Wenn man auch, mangels eigenen Erlebens, die Richtigkeit der Darstellung nicht überprüfen kann, so sagt einem das Gefühl, daß es doch wohl so sein müsse, und dazu enthält das Buch auch soviel soldatisch Wertvolles, daß es jedermann empfohlen werden kann.

H. U. v o n E r l a c h.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

Burdhardt, Walthert: Einführung in die Rechtswissenschaft. Polygraphischer Verlag A.-G., Zürich 1939. 244 Seiten, Preis Fr. 12.—.

Bütow, Hans: Der englische Geist. Meister des Essays von Bacon bis zur Gegenwart. Karl Rauch Verlag, Markfleeburg bei Leipzig 1939. 283 Seiten, Preis M. 8.50.

Christen, Runo: D'Übermacht. Bärndütsches Schouspil i zwo Afzüg us der Zyt vom Loupechrieg 1339. Verlag A. Francke A.-G., Bern 1939. 44 Seiten, Preis. Fr. 1.80.

Die Kirche Christi und die Welt der Nationen. Mit Beiträgen von Lord Lothian, Sir Alfred Zimmern, D. G. von der Gablenz, Max Huber u. a. Verlag Huber & Co. A.-G., Frauenfeld 1938. 308 Seiten, Preis Fr. 7.50.

- Dufner-Greif, Max:** Der Wiltfeberdeutsche Hermann Burte. Verlag G. Braun, Karlsruhe 1939. 142 Seiten und 4 Kunstdrucktafeln, Preis. M. 2.90.
- Ewing, Cortez A. M.:** Judges of the Supreme Court, 1789--1937. Verlag University of Minnesota Press, Minneapolis 1938. 124 Seiten.
- Fossati, Erbaldo:** Korporative Wirtschaftstheorie. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1938. 128 Seiten, Preis. M. 4.—.
- Frant, Josef:** Ruhm und Ehe. Bilder aus drei Jahrhunderten. Verlag Scientia A.-G., Zürich 1939. 268 Seiten, Preis Fr. 8.50.
- Fuller, J. F. C.:** Erinnerungen eines freimütigen Soldaten. Rowohlt Verlag GmbH., 1937. 412 Seiten, Preis M. 6.50.
- Gabathuler, H.:** Wartauer Sagen. Buchdruckerei Buchs A.-G. 1938. 222 Seiten.
- Glembin, Herbert:** Theorie und Technik der Konversionen. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1938. 180 Seiten, Preis M. 8.—.
- Haemmerli-Marti, Sophie:** Mis Aargäu. Land und Lüt us miner Läbesgschicht. Verlag H. R. Sauerländer & Co.,arau 1939. 235 Seiten. Preis Fr. 6.—.
- Heine, Gerhard:** Gneifenau. Ein großes Leben. Verlag Gerhard Stalling A.-G., Oldenburg i. D. 1938. 279 Seiten, Preis M. 4.80.
- Hooker, Elizabeth M.:** Readjustments of agricultural tenure in Ireland. Verlag The University of North Carolina Press, Chapel Hill 1938.
- Jaggi, Arnold:** Von Kampf und Opfer für die Freiheit. Was lehrt die Geschichte unserer Zeit? Verlag Paul Haupt, Bern 1939. 110 Seiten, Preis Fr. 2.80.
- Jecht, Horst:** Kriegsfinanzen. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1938. 86 Seiten, Preis M. 3.50.
- Johannsen, Kurt und Kraft, Heinrich:** Das Kolonialproblem Deutschlands. 7. Auflage. Paul Hartung Verlag, Hamburg 1937. 83 Seiten.
- Lange, Oskar und Taylor, Fred. M.:** On the economic theory of socialism. Verlag University of Minnesota Press, Minneapolis 1938. 143 Seiten.
- Loosli, C. A.:** Administrativjustiz und Schweizerische Konzentrationslager. Selbstverlag des Verfassers, Bern-Bümpliz 1939. 250 Seiten, Preis Fr. 5.70.
- Lüde, Theodor:** Wellington. Der eiserne Herzog. Rowohlt Verlag GmbH., Berlin 1938. 659 Seiten, 16 Kunstdrucktafeln und 1 Karte, Preis M. 11.50.
- Pädler, Carl G.:** Einflußreiche Engländer. Porträtskizzen englischer Politiker. Frundsberg-Verlag GmbH., Berlin 1938. 160 Seiten und 13 Kunstdrucktafeln, Preis M. 4.50.
- de Reynold, Gonzague:** Conscience de la Suisse. Billets à ces Messieurs de Berne. Editions de la Baconnière, Neuchâtel 1939. 303 Seiten, Preis. Fr. 4.50.
- Rudwin, Maximilien:** Les Ecrivains diaboliques de France. Editions Eugène Figuière, Paris, 166 Bd. Montparnasse, 1937. 182 Seiten.
- Schäfer, J.:** Der Wettlauf zwischen Krieg und Frieden. Die europäische Krise 1938 dargestellt an Hand von Dokumenten. Sonderdruck aus der Kölnischen Zeitung, Köln 1939. 48 Seiten, Preis 30 Pf.
- Schneider-Wederling, Meta:** Cornelia Goethe. Ein Roman in Tagebuchblättern. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1930. 300 Seiten.
- Shotwell, James L.:** The history of history. Bd. 1. Verlag Columbia University Press, New York 1939. 407 Seiten.

(Fortsetzung auf 3. Umschlagseite.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stoderstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stoderstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.